

„Jede Fremde ist ihr Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde...“

Als evangelischer Pfarrer in Niederbayern gehört zu den wiederkehrenden Gesprächsthemen in der Gemeinde das über die Frage nach der „Heimat“ der Gesprächsteilnehmer bzw. der Gemeindeglieder. Denn als Protestanten sind wir in Niederbayern fast ausnahmslos die „Zugereisten“. Und die gelten ja fast ebenso ausnahmslos als „Preußen“, auch wenn sie gar nicht aus (ehemals) preußischen Gebieten stammen. „Preuße“ ist einfach ein Sammelbegriff für alle, die ihre Wurzeln nicht in Niederbayern haben, deren Familien also nicht mindestens seit 1255 in Niederbayern beheimatet sind. Also sind wir Protestanten das, was man als „Menschen mit Migrationshintergrund“ bezeichnet. Da sind die, die in den letzten Jahrzehnten hierhergezogen sind, etwa aus beruflichen Gründen, oder weil sie sich irgendwann in (Nieder)Bayern „schockverliebt hatten“ (so wie Thomas Tuchel in den Kader des FC Bayern) und unbedingt herziehen wollten, mindestens im Ruhestand. Und für viele unter diesen ist Bayern so etwas wie das gelobte Land der Verheißung. Die Identifikation mit der neuen Heimat ist oft groß, manche versuchen sich im Dialekt und im Tragen der Tracht, engagieren sich bei den Böllerschützen oder Goldhaubenfrauen. Dennoch bleiben sie Sachsen und Niedersachsen, Mecklenburger und Nordrhein-Westfalen, oft evangelisch und selten des Bayerischen akzentfrei mächtig. Und dann sind da als zweite Gruppe die, die schon lange hier sind, aber ursprünglich nicht freiwillig – die Kriegsflüchtlinge und Heimatvertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten. Die hatten es ungleich schwerer in Bayern „anzukommen“, gerade wenn sie evangelisch waren. Da werden bis heute Geschichten erzählt, die einsichtig machen, wie glücklich wir uns schätzen können, dass das konfessionelle Gegeneinander heute zum ökumenischen Miteinander geworden ist. Alle die, die hier seit Jahrzehnten leben, oft als kleine Kinder gekommen sind, bewahren dennoch im Bewusstsein, was die ursprüngliche, nun verlorene Heimat ihrer Familien war: Ostpreußen, Schlesien, das Sudetenland, Siebenbürgen usw. Und da kann es dann auch immer noch passieren, dass beim Singen etwa des Böhmerwalddienstes manche tränenfeuchte Augen bekommen. Und dann ist da die dritte Gruppe, die Menschen, die als „Russlanddeutsche“ nach dem Zerfall der Sowjetunion zumeist aus Kasachstan nach Deutschland gekommen sind. Vor langer Zeit waren ihren Vorfahren nach Russland ausgewandert. Dort bewahrten sie deutsche Identität, Sprache, Lieder, Konfession, schufen aus ihren Dörfern Mustersiedlungen von Fleiß und Ordnungsliebe. Erst die Revolution, dann der Zweite Weltkrieg machten alles zunichte, Stalin ließ die Deutschen nach Kasachstan deportieren. Unfassbar leidvoll viele der Geschichten, die da erzählt werden. Und im Gespräch kommt es immer wieder auf einen Punkt, der geradezu formelhaft wiederholt wird: In Russland, heißt es dann, waren wir die deutschen Faschisten, in Deutschland waren wir die Russen. Leicht vorstellbar, welche unterschiedlichen Erzählungen von Heimat in so einer Gemeinde von Zugereisten da zusammenkommen! Beinahe zwangsläufig landet man von diesen Erzählungen aus bei dem, was die frühen Christen zum Thema Heimat zu sagen hatten. Die wussten um die Vorläufigkeit aller „irdischen Heimat“: Der Apostel Paulus sieht das Bürgerrecht der Christen eher im Himmel als auf Erden (Philipper 3,20), und der Verfasser des Hebräerbriefes konstatiert: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebräer 13,14). Am ausführlichsten diskutiert die in der Überschrift oben zitierte sogenannte Schrift an Diognet die Frage nach dem, was Heimat für Christenmenschen bedeutet – und beantwortet sie dialektisch: Auf der einen Seite sind sie nicht weltflüchtig, engagieren sich, obwohl sie doch eigentlich Himmelsbürger sind, in Gemeinwesen und Gesellschaft, beheimaten sich, finden in der irdischen Fremde Heimat. Auf der anderen Seite kommt es aber nicht zur totalen Identifikation mit dieser Heimat. In aller Erfüllung der irdischen Verhältnisse bewahren sie die Erinnerung daran, dass ihre irdische Heimat nur etwas Vorläufiges ist, das sie Zugereiste, dass sie Durchreisende sind. Der Gegenbegriff zu Heimat im Deutschen ist – „Elend“, das ursprünglich soviel wie „in einem anderen Land“ bedeutet. Als protestantischer Himmelsbürger freue ich mich, dass Niederbayern wenn auch nicht ursprüngliche Heimat, so aber noch viel weniger das „Elend“ ist, als das früher die Fremde identifiziert wurde. Ob Niederbayern also vielleicht doch gar das gelobte Land der Verheißung ist? (Pfr. Christian Leist-Bemmann)